

(Nachdruck verboten.)

23]

Esther Waters.

Roman von George Moore.

Jeden Nachmittag sah Esther nun in der guten Stube am Fenster, von welchem aus sie, wenn sie die Blinde erhob, die enge Straße voller spielender Kinder überblickte, und nähte emsig an ihrem Kinderzeug; und während sie diese Sachen nähte, die vielleicht niemals getragen werden sollten, wurde ihr Herz unendlich schwer, wenn sie daran dachte, wie lange das alles noch dauern würde; es schien ihr, als würde sie mit dem Ende dieses Zustandes auch das Ende ihres Lebens erreicht haben.

In diesen Stunden überkam sie auch eine dunkle Ahnung von den schweren Pflichten, die das Leben ihr auferlegen würde, und mitunter wollte es scheinen, als würden ihre Kräfte niemals dazu ausreichen. Ihr Knabe — sie konnte nie anders an ihr Kind denken, als in der Gestalt eines Knaben — würde keine andre Stütze auf der Welt haben als sie; würde es ihr allein möglich sein, ihn gut zu erziehen?

Nein, nein; nie im Leben würde sie im Stande sein, diese schwere Aufgabe durchzuführen, und verzweifeln dachte sie dann mitunter, daß es schon das Beste wäre, wenn sie bei ihrer Entbindung mit dem Kinde zusammen stürbe. Wenn sie das Kind selbst erziehen wollte, konnte sie keine Stelle annehmen; was sollte also dann aus ihr werden? Daß ihr Vater sie nicht zu Hause behalten werde, wußte sie ganz genau. Was also sollte sie beginnen? Sie würde dann für zwei zu sorgen haben! William würde sie natürlich nie wiedersehen. Er hatte eine feine Dame geheiratet, und wenn sie ihm auch selbst begegnete, würde er sie selbstverständlich nicht ansehen. Wenn diese Gedanken sie überkamen, wallte das Blut heiß in ihren Adern auf bei dem Gedanken an das Unrecht, dessen Opfer sie geworden war. Aber wenn diese Stimmung dann vorüber war, dachte sie nur noch an ihr Baby, empfand sie im Voraus schon das Entzücken, das sie fühlen würde, wenn es ihr erst seine winzigen Händchen entgegenstreckte, und wenn es seine unschuldige, weiche Wange an die ihre legte; und dann nahm ihr Traum eine festere Gestalt an. Sie sah den Knaben schon vor sich, groß und schön, sah ihn einen Beruf oder ein Handwerk erlernen, sah, wie er morgens von ihr fort zur Arbeit ging und abends zu ihr zurückkehrte, stolz auf die Arbeit, die er verrichtet, stolz auf sein ehrlich erworbenes Geld. —

Auch über ihre arme Mutter mußte sie viel nachdenken; sie fand sie sehr schwächlich und elend aussehend und wußte von ihr selbst, daß sie von der beständigen Angst gequält wurde, diesmal nicht mit dem Leben davon zu kommen. Denn schon bei ihrer letzten Entbindung hatte der Arzt Mrs. Saunders gesagt, das nächste Mal würde es ihr nicht gut ergehen; und nun in diesem Hause, mit einem Manne zur Seite, der leichtsinnig und fast immer betrunken war, wie leicht konnte sie lediglich aus Mangel an Pflege und Sorgfalt zu Grunde gehen! Es war ein Unglück, daß sie beide gerade zu gleicher Zeit ihre Kinder erwarteten, sonst hätte Esther die Pflege ihrer Mutter so gern übernommen! Welch eine Bestie doch ihr Stiefvater war! Vielleicht war es unrecht, daß sie so von ihm dachte; aber er schien wirklich für kein einziges von ihnen auch nur einen Funken Gefühl zu haben.

Erst gestern war er wieder halb betrunken nach Hause gekommen und hatte die Mutter angeschrien: „Nun vorwärts, Alte, raus mit dem Geld! Ich muß ein paar Pence in der Tasche haben, meine Kameraden warten auf mich, ich kann sie nicht mit trockenen Mäulern dastehen lassen.“

„Ich habe nur noch ein paar Pence,“ erwiderte die Mutter, „um für die Kinder Mittag zu besorgen; wenn ich Dir die gebe, bleiben die Kleinen hungrig.“

„Ach, die Kinder — die — die können irgend was essen! Ich will Bier haben. Wenn Du kein Geld hast, mach' welches!“

Mrs. Saunders erbot sich gern, wenn er noch Kleider übrig hätte, sie nach dem Pfandhause zu tragen; aber darauf erwiderte er:

„Nein, ich habe nichts mehr; also nimm man Deine eignen Sachen. Ich sag' Dir, ich will Bier haben.“

Und mit erhobener Faust sprang er auf seine arme Frau zu und befahl ihr, die Betttücher von den Betten zu nehmen

und sie zu versehen; und er würde sie sicherlich auch geschlagen haben, wäre Esther nicht dazwischen gesprungen mit der Hand in der Tasche und hätte gesagt:

„Sei ruhig, Vater, ich werde Dir Geld geben!“

Sie hatte das Gleiche schon ein- oder zweimal vorher gethan und würde es, wenn es sein müßte, auch wieder thun. Denn das konnte sie nicht mit ansehen, daß dieser rohe Mensch ihre Mutter schlug, vielleicht tötete!

Es war ihre Pflicht, ihrer Mutter beizustehen. — Aber durch diese fortwährenden Extra-Ausgaben schmolzen ihre kleinen Ersparnisse langsam dahin, und das erfüllte sie mit Furcht; denn alles Geld, was sie noch übrig hatte, würde sie selber nötig brauchen; vielleicht würden gerade diese selben zehn Schillinge, die sie ihm gegeben hatte, nötig sein, um sie wieder gesund werden zu lassen, so daß sie sich eine Stellung suchen konnte, um Geld für ihr Kind zu verdienen.

XV.

„Weißt Du, Mutter, ich wünschte, Du könntest mit mir zusammen ins Krankenhaus gehen, es würde hier zu Hause eine Menge Geld sparen und Du hättest doch viel bessere Pflege als hier.“

„Ach ja, Liebchen, ich würde gern mit Dir gehen, aber ich kann doch das Haus nicht allein lassen. Was sollte aus all den Kindern werden? Nein, ich muß schon hier bleiben; aber was ich Dir sagen wollte, weißt Du, es ist Zeit, daß Du an Deinen Brief denkst.“

„Was für einen Brief, Mutter?“

„Sie nehmen Dich im Hospital nur auf, wenn Du einen Brief von einem der Subskribenten bringst. Wenn ich Du wäre, würde ich heute noch — es ist schönes Wetter — wenn Du Dich kräftig genug fühlst, würde ich an Deiner Stelle heute hingehen nach „Queen Charlottes Hospital“; ich glaube, es ist in der Edgware Road; oder willst Du lieber morgen gehen?“

„Morgen ist Sonntag.“

„Das ist egal, die Krankenhäuser sind offen.“

„Ich werde morgen gehen, wenn wir mit Reinmachen fertig sind.“

Am Freitag hatte Esther ihrem Vater wieder Geld geben müssen zum Trinken. Sie gab ihm zwei Schillinge und berechnete dabei, daß er nun schon ein ganzes Pfund von ihr bekommen habe. Sonnabend, lange nach Mitternacht, wurde er völlig betrunken nach Hause gebracht, und am nächsten Morgen früh mußten die Kinder ihm wieder etwas zu trinken holen, um ihn nur auf die Beine zu bringen. Bis Mittag hatte er im Bett gelegen und geschludert und geschimpft und geschworen, daß er den ersten, der Lärm mache, umbringen würde. Selbst das Mittagessen am Sonntag, ein schöner Beefsteakpudding, schmeckte ihm nicht, und er erhob sich vom Tisch mit den Worten, daß, wenn er jetzt einen seiner Kameraden fände, er ein Boot nehmen und mit ihm auf dem Fluß fahren wolle. Voller Freude wartete schon die ganze Familie darauf, daß er ginge. Aber er zögerte noch immer, redete unzusammenhängendes Zeug, und mehrmals gaben Mutter und Kinder schon die Hoffnung auf, ihn weggehen zu sehen. Esther sah da, ohne ein Wort zu sagen. Er schimpfte und nannte sie ein mürrisches Frauenzimmer, griff dann nach seinem Hut und verließ endlich das Haus. Sowie er fort war, begannen die Kinder vor Freude herumzuspringen. Esther aber machte sich zum Ausgehen bereit.

„Ich gehe jetzt, Mutter.“

„Adieu, mein Herz, viel Glück auf den Weg.“

Esther lächelte trübe. Aber als sie herauskam, erwachte sie zu neuer Lebensfreude in dem wundervollen Wetter. Es war ein warmer Tag Mitte April, und die Bäume im Park begannen sich schon mit Laub zu bekleiden. In Park Lane, an allen Balkons, in allen Gärten, die sie sehen konnte, war schon feines, junges duftiges Grün zu erblicken. Weiter entfernt, in Oxford Street, rollten die Omnibusse mit Menschen angefüllt dahin. Auch eine leise Musik von Pfeifen und Trommeln durchschwirrte die Luft, und die Straße war angefüllt mit einer dichten Menschenmenge. Eine Prozession mit Flaggen und Bannern bog eben um die Ecke der Edgware Road herum, und die Schulleute hielten die Wagen an, um den Zug vorbei zu lassen. Die größte Fahne, blau und golden, flatterte im Winde und war so groß und schwer, daß die Fahnenträger unter ihrem Gewicht mit gebeugtem Rücken

daherschritten; ein dichtes Menschengedränge umringte die Prozession, und es verging einige Zeit, bevor Esther die Aufmerksamkeit des Schuhmannes auf sich zu lenken vermochte. Endlich wagte sie es, an ihn heranzutreten und ihn nach dem Wege zu fragen. Sie schämte sich, als sie die Frage that, und hatte das Gefühl, daß jeder einzelne sie hören könnte; infolgedessen sprach sie so leise, daß der Schuhmann verstand, sie suche die Charlottenstraße. In diesem Augenblick hielt dicht neben ihnen ein Omnibus an. „Charlottenstraße, Charlottenstraße,“ sagte der Schuhmann, „es giebt eine in Bloomsbury.“

„Vorher Esther noch antworten konnte, hatte er sich schon an den Kondukteur gewandt. „Wissen Sie hier in der Gegend vielleicht eine Charlottenstraße?“

„Nein; sehen Sie denn der nicht an, daß sie nicht die Charlottenstraße sucht, sondern das Charlottenhospital? Ich rat' Ihnen, sagen Sie ihr schnell, wo es ist, daß sie noch rechtzeitig hinkommt.“ — Ein lautes, rohes Gelächter von den Lippen der Umstehenden begleitete diesen sein sollenden Witz, und mit vor Schamröte brennenden Wangen eilte Esther die Straße hinab. Aber sie mußte wieder und wieder nach dem Wege fragen, und mit angstvollem Blicke suchte sie jetzt unter den Vorübergehenden zu diesem Zweck sich eine anständige Frau oder ein unschuldiges Kind heraus. Endlich kam sie an einen häßlichen, wüsten Platz; da stand das Hospital, groß, massiv, fast drohend. Ihm gegenüber ein hohes, schlankes Gebäude mit einer kleinen Säulenreihe davor.

Esther zog die Klingel, und die große, etwa fünfzehn Fuß hohe Thüre wurde von einem kleinen Knaben geöffnet.

„Ich möchte den Sekretär sprechen, ist der Herr da?“

„Ja, kommen Sie hierher!“

Sie wurde in ein Wartezimmer geführt, und während sie dort wartete, betrachtete sie die frommen Bilder an den Wänden. Dann trat ein Junge von fünfzehn oder sechzehn Jahren ein, der sagte:

„Sie wollen den Sekretär sprechen?“

„Natürlich.“

„Sie können ihn leider jetzt nicht sehen, er ist ausgegangen.“

„O, und ich habe einen so weiten Weg gemacht; kann ich keinen der andern Herren sprechen?“

„Ja, Sie können mit mir sprechen, ich bin der Schreiber des Sekretärs. Sie wollen hier entbunden werden?“

„Ja,“ sagte Esther.

„Aber,“ sagte der Junge, „haben Sie denn Arbeit? Wir nehmen keinen vor der Zeit auf.“

„Ich erwarte meine Entbindung erst in einem Monat, ich wollte nur vorher alles arrangiert haben.“

„Haben Sie einen Brief?“

„Nein.“

„Dann müssen Sie sich einen Brief von einem der Subskribenten verschaffen.“

„Aber ich kenne keinen.“

„Ich kann Ihnen ein Buch geben, in dem die Namen und die Adressen drinstehen.“

„Aber ich kenne sie ja nicht.“

„Das ist auch nicht nötig. Sie gehen einfach hin und bitten um einen Brief. Nehmen Sie zuerst die zunächst Wohnenden der Reihe nach; so machen es die meisten.“ —

„Können Sie mir das Buch geben?“

„Ja.“

Der Junge verschwand und kam bald darauf mit einem kleinen Buch zurück, für welches er einen Schilling forderte. Esther mußte daran denken, wie, seit sie in London war, ihre Hand beständig in ihrer Tasche gesteckt hatte. Sie hatte ihr ganzes Geld bei sich; ihres Vaters wegen wagte sie es nicht, es zu Hause zu lassen. Der Schreiber suchte ihr die Adressen im Buch auf, und sie versuchte, sie im Gedächtnis festzuhalten. Zwei Subskribenten wohnten in Cumberland Place, ein anderer in Bryanston Square.

(Fortsetzung folgt.)

Kleines feuilleton.

— Vom Salvator. Der „Frankfurter Zeitung“ wird unterm 13. d. M. aus München geschrieben: Wie wir Münchener jetzt in Anspruch genommen sind! Es ist nicht zu sagen. An allen Ecken und Enden tönt fröhliche Musik. Die Pforten der Bierhallen zielt Lammengrün, farbiges Gewinde und lodendes Bildwerk. Von gleichem Schilde leuchten uns durstigerregende prunkende Bier-

namen entgegen, die man sich, da sie neu und uns ungewohnt sind, kaum merken kann. Nur eines weiß man: sie fordern zum Trinken auf, die Namen „Animator“, „Triumphator“, „Agitator“, „Monopol“, „Namenlos“, „Salmutter“ usw. Wenn ein alter Münchener aus dem Grabe aufstehen und das lesen würde! „Ausstich“, „Lenzbiere“, „Osterbier“, „Frühjahrsbod“. Das klingt schon verständlicher. Jede Brauerei hat ein anders benanntes Extrabier, den Liter zu 40 Pf., das durch einige Wochen der Fastenzeit zum Massenausgang kommt. Alle diese Biernamen hat die Paulaner Brauerei, die sich ihr „Salvator“ geistlich schützen ließ, auf dem Gewissen. Wer hat nicht schon von dem Salvatorbier gehört und getrunken, das die genannte Brauerei alle Jahre seit Urbäter Zeiten im März nur acht Tage lang auf dem Rothenberge schenkt. Wie haben sich die Leute früher dazu die Köpfe verhauen. Heute sind wir zivilisierter geworden. Heute schreien wir nur noch zum Trinken. Aber heute wie früher sieht man die gleichen roten Köpfe, die gleichen taumelnden Gestalten. Heute wie früher das gleiche unaufhaltsame Kollern den Berg hinab, wenn die fürsichtige Polizei den Schluß des Abends kommandiert. Früher waren nur wir Männer unter uns da droben. Heute machen uns die Frauen den Platz streitig. Keine Gefahr dabei! Es sind zumeist schon Angejahrte. Aber trinken, trinken können sie trotz einem Mann. Der Rothenberg und sein althistorischer Salvator, sie haben es den andern Brauereien angethan. Vor einem Jahrzehnt gingen sie daran, auch Salvator zu brauen. Doch die Zacherl, jetzt Paulaner-Brauerei war dem Beginnen nicht wohlgeneigt. Sie legte 40 000 Mark à fonds perdu auf die Kante, ging nach Berlin, ließ sich beim Patentamt „Salvator“ als Schutzwort eintragen und verbot den andern Brauereien den Gebrauch desselben. Nun kam, wie allgemein bekannt, zum Prozeßieren. Erst um die Eintragung. Sachverständige in der Bierindustrie, Handelskammern und Juristen wurden aufgeboten, hüben wie drüben. Mehrere Jahre dauerte der Streit, und Zacherl siegte auf der ganzen Linie. Keine Brauerei in Deutschland, kein Wirt darf die Bezeichnung „Salvator“ führen. Nur die Spaten-Brauerei zum Sedlmayer führt das Wort auch ferner in den Etiketten, denn sie hatte die Marke vorher als Warenzeichen eintragen lassen. Aber getrennt davon darf sie das Wort auch nicht gebrauchen, und viele auswärtige Wirte sind schon bestraft worden, weil sie „Salvator“ ankündigten. Die Paulaner-Brauerei wacht streng darüber, daß nirgendwo jemand die Bezeichnung öffentlich gebraucht, wenn es sich nicht um ihren eigenen Salvator handelt. Die hiesigen Brauereien brauen ihr Extrabier nach wie vor und geben ihm die oben angeführten Namen. Heute hat die große Salvatorwache auf dem Rothenberg begonnen. Trüb ist der Tag, unfreundlich der Himmel. Aber auf den Rothenberg wandert alles hinauf, was zum Mittelstand gehört oder gelert seinen Wochenlohn erhalten hat. Droben in den weiten Hallen ist alles Sonne. Droben strampelt alles mit den Weinen und klappert mit dem Maßkrug und der Höchstkommandierende der Schenkellner lächelt. Er weiß warum. Die alten Paulanermönche, die da draußen in der Au ihr Kloster hatten und zu Uralten Zeiten als die Vorläufer der Paulaner-Brauerei das Salvatorbier erfanden, sie würden große Augen machen, wenn sie aufstehen und sehen könnten, wie gute Werke auf die Nachwelt sich vererben. —

gc. Erntezeit in Queensland. Wenn bei uns Schnee und Eis die Fluren bedecken, dann naht für das sonnige Queensland die Zeit, wo bei Temperaturen von 100 Grad Fahrenheit und mehr im Schatten der Bauer seine Ernte hält. Die Hauptarbeit verrichten, so lesen wir in einem Aufsatz der „Kolonial-Zeitschrift“, die Swagmen und die sogenannten Harvester. Die Swagmen, so genannt nach dem Swag, den sie, wie Handwerksburschen das Bündel, über die Schulter tragen, sind buschgewohnte und arbeitskräftige Leute, die oft jahrelang ununterbrochen das Land durchstreifen. Das Nomadisieren, das Leben im Busch, das „travellern“ ist ihnen in Fleisch und Blut übergegangen; als Arbeiter ist dieser freie Mann deshalb nicht der anspruchloseste. Der „Harvester“ ist eine Art des Buschmannes, er ist der eigentliche Erntearbeiter, zieht mit der Jahreszeit vom Norden zum Süden durch das Land, um an den fällig werdenden Ernten teilzunehmen. Tausende von Arbeitern ziehen jedes Jahr zu den Weizenerntern nach den Downs, jenseits der Main-Range, woselbst die Weizenfelder von Jahr zu Jahr größere Ausdehnung erlangen. Der Bodenertrag ist sehr reich und kommt zu durchschnittlich 15 Bushel (1 Bushel = 60 Pfund Gewicht) vom Acker. Nicht weniger wichtig, als die Weizenerte, ist die Zuckerröhrente. Auch der Zuckerröhrenbau wird teils vom Kleinfarmer, teils vom Plantagenbesitzer betrieben. Ersterer arbeitet fast ausschließlich mit seiner Familie. Er schließt mit dem Besitzer der ihm zunächst oder am passendsten gelegenen Mühle einen Lieferungsvertrag auf mehrere Jahre ab, falls er dies für vorteilhaft hält; um die Erntezeit wandern dann von allen Seiten aus diesem Zuckerröhren-Distrikten die schwer mit Rohr beladenen „deutschen Wagen“ den Mühlen zu. Letztere sind während der Erntezeit Tag und Nacht beschäftigt, das Rohr zu Zuder und Syrup zu verarbeiten. Ist das Quetschen des Zuckerröhres beendet, dann bekommt der Farmer seinen Cheque; das ist ihm wohl der froheste Tag des ganzen Jahres. Bananen, Ananas, Weintrauben, Mais und Arrowroot, von denen gleichfalls große Länderstrecken unter Kultur stehen, haben keine Periode so heifer ausgeprägter Erntearbeit, um besonders hervorzutreten. Der große Breitenunterschied zwischen dem Norden und Süden des Landes, der verschiedene Reifezeiten bedingt, spielt dabei auch eine Rolle. —

ss. **Japanischer Fischdünger.** Die Lage ihres Landes verweist die Japaner in hohem Grade auf die Fischerei als Nahrungs- und Erwerbsquelle, und es ist nicht auffallend, daß die mannigfachen Produkte des Meeres in Japan eine sehr gründliche Ausnutzung erfahren. Die Fische namentlich werden nicht nur als Nahrungsmittel gebraucht, sondern auch alle Abfälle und Nebenerzeugnisse, die aus ihrem Fang und ihrer Verarbeitung entstehen, erhalten eine Verwertung. So ist die jährliche Produktion von Dungstoffen aus Fischen dort sehr beträchtlich. Die Fischdünger werden in zwei verschiedenen Formen geliefert; einmal bestehen sie aus getrockneten Fischen oder deren Leberresten und zum andern in Detsuchen, die mit Fischfett hergestellt werden. Der aus Fischen selbst zusammengesetzte Dünger wird durch Heringe und Sardinen gewonnen, die einfach an der Sonne getrocknet werden. Besonders die junge Brut der Sardinen wird zu diesem Zweck benutzt. Von den Heringen dienen nur die Gräten als Dünger, nachdem das Fleisch vorher abgelöst und zum Räuchern aufgehängt worden ist. Die Fischschludchen werden aus allen Arten von Fischen zubereitet, die man zuerst kocht und dann unter eine gewöhnliche Handpresse bringt. Der Rückstand wird in der Sonne getrocknet. Vorläufig ist der Fischdünger hauptsächlich für die Reis- und Getreidefelder benutzt worden, doch scheint es, daß der aus Sardinen bereite Dünger auch ausgezeichnete Ergebnisse für den Anbau der Indigopflanze ergibt, indem er letzterer kräftige Stiele und sehr stark gefärbte Blätter verleiht. Der Heringsdünger hat sich vortrefflich in der Orangenkultur bewährt; man hat auch bereits in den Vereinigten Staaten seinen Wert in dieser Beziehung anerkannt, sodaß sich eine beträchtliche Ausfuhr dieser Dungstoffe aus Japan nach Kalifornien entwickelt hat. —

Kunst.

e. s. **Camille Pissarro,** von dem eine ganze Anzahl Bilder im Kunstsalon Cassirer vereinigt sind, ist schon beinahe eine historische Größe. Das heißt er ist als Mitkämpfer in den Reihen der französischen Impressionisten, die sich um Manet scharen, so bekannt, daß hierüber — über diese historische Stellung — wenig zu sagen bleibt. Er tritt in Reih und Glied mit den andern. Was sie verfolgten, ist jetzt anerkannt und ihren Zielen streben in allen Ländern andre Generationen nach. Diese Ziele sind rein künstlerische, beinahe könnte man sagen, technische. Sie lehrten die Welt, daß nicht das photographisch treue, trodene Sehen der wirklichen Dinge das Letzte ist. Sie sahen und entdeckten für ihre Zeit Licht und Luft und stummernde Farben. Und was sie vor allem dabei fanden, das war der Raum, die räumliche Vorstellung.

Es ist merkwürdig, wie diese Maler eines erreichten. Sie gingen offensichtlich nur darauf aus, die Technik zu säubern, zu heben, sie wollten sehen lernen. Damit entdecken sie ein andres. Sie fanden, daß das bisherige Sehen schablonenhaft geworden war. Es wurde mit Vorstellungen, Ideen und festgesetzten Absichten gearbeitet. Die Anknüpfung an die großen Maler der Vergangenheit war unterbrochen. Nun strebten sie wieder dahin, mit neuen und ungeheuren, das heißt künstlerisch frisch aufnehmenden Augen vor die Wirklichkeit zu treten.

Sie zeigten damit, daß die Wirklichkeit dem, der vorurteilslos an sie herantritt, neue Seiten enthüllt, und das, was bis dahin nüchtern und richtig erschien, erhielt eine neue, belebende Beleuchtung. So erneuerte sich ihnen ohne viel inneren Zwang die Welt der Erscheinungen. Es kommt in ihre Bestrebungen etwas wie Liebe hinein. Sie sehen jedes Ding anders, als man es bisher sah, und reicher und vielfarbiger, lebendiger.

Alle diese Gedanken kommen beim Betrachten der Bilder dieses Franzosen, der 1903 starb. Er hat den Weg getreulich durchgemacht. Seine Bilder — von 1864 bis 1903 — ein ganzes Leben voller ehrlicher Arbeit. Man sollte meinen, daß dies selbstverständlich wäre. Aber wie in der Kunst die Schablone herrscht und herrscht, das sieht man an diesem Beispiel. So kommt es, daß solch eine einfache und ernste Art neu und groß wirkt. Man sieht in der Aufeinanderfolge dieser Bilder die ganze Entwicklung. Schon ganz früh — in den noch träben und schweren Bildern: Frühling, Sommer, Herbst, Winter — spürt man doch schon das Streben, der Wirklichkeit nahe zu kommen, den Raum zu übertragen, das Freie in Licht und Luft, das groß über den breiten Feldern schwebt. Eine feste und feine Art schon hier, die Personen auf dem Acker ungezwungen zu gruppieren. So ganz weggewandt von Effekthascherei. So ruhig — natürlich, beinahe still.

Dann kommen neue Anregungen. Die Farbe, die Einzelfarbe der Dinge drängt sich vor. Die Bilder werden farbiger. Doch immer noch bleiben die Farben schwer und einen sich nicht recht. Die Luft fehlt noch.

Neue Experimente proutillistischer Art bringen auch hier die Befreiung. Die Farben werden zerlegt in Tüpfelchen, die sich auf der Netzhaut des Auges eilen. Immer nur um der Sache, um der Materie willen, deren Wahrheit und Schönheit erreicht werden soll. Diese wahren Techniker feiern keine Malorgien und treiben keine Stil-extrabaganz. So leuchten nun die Bilder und leben und die Farben vibrieren in der Luft. Die Maler sehen es so in der Wirklichkeit und so wollten sie es wiedergeben.

Unter all den Bildern sind außer denen, die die angebotenen Stappen der Entwicklung darstellen, besonders und an sich einige interessant, die ich noch hervorheben will. In ihnen offenbart sich die Liebe dieses Künstlers, der so eingehend und lange sich die Materie betrachtete. Da sind die Waldbilder. Und unter ihnen eines — ein

Kind bückt sich und pflückt Blumen und Gräser — das erinnert in seiner Wärme und Fülle des Gegenständlichen an die Landschaften unfres Altdorfer (15. Jahrhundert), von dem einige Stücke im Museum zu sehen sind. Man sieht, auch wie hätten Anknüpfungspunkte gehabt — und haben noch andre in Masse — wollten die Maler nur suchen, arbeiten und selbständig sein. Ganz besonders hervorzuheben sind die prachtvollen Stücke, in denen er die Größe der Stadt Paris händigen will. Wo er perspektivische Blicke giebt, hinunter in das Gewühl; auf die großen Plätze, wo der Verkehr brandet und die Menschen so klein erscheinen, eine buntpfarbige, fast märchenhafte Welt. In verhältnismäßig kleinen Bildern spannt er eine Fülle hinein, die ein ganzes Panorama nicht erreicht. Diese Bilder sind wahrhaft monumental. Dieser Maler hatte ein Herz für seine Stadt.

Einesragt besonders hervor. Eine Brücke über die Seine, über die das Verkehrsleben flutet. Der breite Fluß. Die hohe Brücke. Das farbige Gewimmel. Und das alles so glücklich gesehen in einem Gesichtswinkel, der die Perspektive so lebendig vertieft. Vor diesen Werken mühten die Maler stammeln. Da ist eine Größe der Anschauung, die weit weg von akademischem Kunststudium führte. Durch ganze Strazenzüge sieht man hindurch. Hinten verlieren sich die Eden in Nebel und Dunst. Und die Menschenmenge und die Bogen wirken nur noch wie Chaos.

Auf dem Wege der Technik und ernster Arbeit wurde hier eine Erneuerung erreicht, die vorbildlich wurde.

Möchten die Nachfolgenden dies lernen: Können und Arbeit — das giebt den guten Grund.

Vielleicht führt sie dann die Entwicklung auf Wege, die sie selbst nicht ahnten, da sie nur ehrlich zu suchen bestrebt waren. Und es fällt ihnen ein Mehr in den Schoß — als Lohn. So daß sie eigne Arbeit weitergeben können an andre Generationen.

Vielleicht kommen dann auch die, die hinausführen über diese Technik, — mit Hilfe dieser Technik, sie ausbauend, weiterführend.

Vielleicht kommen dann die, die neue Ziele zeigen können.

Wenn es an etwas fehlt heutzutage, so scheint es dieser Ernst der Arbeit zu sein. —

Aus der Vorzeit.

k. Eine prähistorische Kunst. In den Höhlen bei La Mouthe in der Umgegend von Sarlat (Dordogne) hat der französische Forscher Emile Rivière in sehr eingehenden Untersuchungen eine prähistorische Kunst entdeckt über die in der „Bibliothèque Universelle“ ein interessanter Bericht vorliegt. In dieser Gegend bestanden sich eine Menge, zum Teil bereits seit 40 Jahren erforschte Höhlen, aus denen bereits wichtige Aufschlüsse über den prähistorischen Menschen erlangt sind. Die Höhlen sind meist in ganzen Gruppen und in bergigen Gegenden anzutreffen. Auch die Höhle von La Mouthe liegt am Abhang eines Felsens. Die großen Erdrevolutionen haben sich in dieser Gegend besonders bemerkbar gemacht, und es ist sehr wahrscheinlich, bei den vorhandenen Einwirkungen aller Art von Dämpfen der unterirdischen Tätigkeit des Wassers, mineralischer und warmer Quellen, daß diese Höhlen ursprünglich nicht die Form hatten, die sie jetzt haben. Als Rivière die Höhle entdeckte, war sie seit 49 Jahren während des Winters als Aufbewahrungsort für Getreidevorräte benutzt worden. Zufällig untersuchte er die Erde und fand angeschärft Kieselsteine; er drang in das Innere ein und grub bald mehrere Renntierzähne, zertrümmerte Knochen und eine durchbohrte Seemuschel aus. Die Höhle war demnach von prähistorischen Menschen bewohnt worden. Nach mehrjährigen Forschungen ergaben sich reiche Aufschlüsse. Es zeigte sich, daß die ansehend einige zehn Meter lange Höhle sich auf mehrere hundert Meter erstreckte. Aus den Skeletten ersah man, daß Höhlenbär und Höhlenhyäne wiederholt dort gehaust hatten. Waffen und Geräte aus Knochen, darunter eine sehr feine Nähnadel, durchbohrte Zähne, angeschärft und auch geglättete Kieselsteine, auch Bruchstücke roher Töpferwaren bezeugten die Ansiedlung des Menschen daselbst seit der Diluvialperiode, seit seinem ersten festgestellten Erscheinen auf der Erde. Endlich fand Rivière aber zu seinem höchsten Erstaunen auf den Wänden der Höhle Zeichnungen, die geradezu dekorative Wandgemälde abgaben. Bis jetzt hat man drei gefunden; sie stellen Tiere dar und zeigen in genauer und tüchtiger Zeichnung eine überraschende Beobachtungsgabe und zugleich Phantasie. Auf einem Bilde sieht man zwei Wiederläufer, friedlich aneinandergeliegt; das eine Tier wendet seinen Kopf zu seinem Gefährten, einem Rind mit Hörnern, das einen Bison betrachtet. Der Bison ist prächtig dargestellt, mit riesigem Höder, mit erhobener Schweif, mit den Hufen die Erde aufwühlend, die Schnauze gesenkt, er scheint bereit zum Angriff zu sein. Oberhalb sieht man ein Tier ohne Kopf, ein Pferd oder einen andern Einhufer, ein lahmenartiges Tier und das Stirnstück eines Wiederläufers mit einwärts geträmmten Hörnern, das so gut gemacht ist, daß man alles übrige daraus errät. Im zweiten Wandgemälde sieht man einen Steinbock, dessen Bewegung so natürlich ist, daß man den Eindruck eines Laufens in Sprüngen hat; ferner ein Renntier, mit Strichen, die die Haare vorstellen sollen, und ein Mammut ohne Küffel und Gauer, trübselig in einem Winkel zusammengekauert. Auf dem dritten und wichtigsten Bilde sieht man, neben andern Tieren, einen Halbesel, wie man ihn bisweilen noch in den Ebenen der Mongolei findet; er ist wieder und sieht kummelnd dargestellt. Darüber sieht man einen hässlichen Einhufer, mit wechender Mähne und gespitzten Ohren, und ein Mammut, das man für einen Elefanten halten würde, wenn nicht die eigentümliche Art, wie die Gauer stehen, es als Mammut kenn-

zeichnete. Merkwürdig ist, daß die meisten Tiere sehr kleine Gliedmaßen haben, während Kruppe und Bauch sehr entwickelt sind; auch der Kopf ist verhältnismäßig klein. Das Vorkommen des jetzt gänzlich ausgestorbenen Mammuts, wie des seit Jahrtausenden hier nicht mehr vorkommenden Halbsefels, beweisen das hohe Alter der Wilder. In der Ecke eines der Gemälde sieht man eine kleine Hütte mit geneigtem Dach, anscheinend mit Stroh gedeckt, die einem Bienenstock ein wenig ähnelt. Das ist bis jetzt die erste Abbildung einer menschlichen Wohnung aus jener Zeit; da der Mensch damals in Höhlen wohnte, so kann man nur unbestimmte Vermutungen aufstellen, daß er etwa gezähmte Tiere darin hielt, oder, wie die Lappländer und die Eskimos, eine Sommerwohnung hatte. Alle diese Darstellungen sind in Umrisse, vermutlich mit den Eisermessern, die man in der Umgebung fand, tief in den Felsen gegraben worden; einige Striche sind mit Ocker gefärbt, andre Darstellungen, die geschickten Wiederläufer z. B., sind mit einer schwärzlichen Farbe gestrichelt und wahrscheinlich durch gefogtes Anstrichen von manganhaltiger Erde entstanden, die in der Gegend reichlich vorkommt. Wie diese Malereien wohl trotz der Dunkelheit ausgeführt sind, dafür giebt ein späterer Fund vielleicht eine Erklärung. Man fand ein Gerät, das in Sandstein geschnitten war; es war in Form eines Napfes ausgehöhlt, um als Lampe zu dienen. Das Stück ist einzigartig. Es giebt wohl noch zwei andre prähistorische Lampen, aber diese ist die einzige, die verziert ist; ein schöner Steinbockkopf mit langen, gewundenen Hörnern ist darauf dargestellt. Das Alter dieser Felsenmalereien wird auf über 10 000 Jahre geschätzt. —

Hygienisches.

— Wie groß muß die Ventilation eines von Menschen bewohnten Raumes sein? Wolpert hat Versuche mitgeteilt, welche die Schädigung durch die Ausdünstungen des Menschen und durch die Produkte brennender Lampen objektiv demonstrieren. Er zeigte, wie die Naturwissenschaftliche Vochenschrift berichtet, daß die Sauerstoffaufnahme und die Kohlenstoffausscheidung eines Menschen in einer derart verdorbenen Luft eine erhebliche Abminderung erfahren. Da nun dieselben ein direktes Maß des Stoffumsatzes und damit der Kraftleistungen sind, ist erwiesen, daß diese durch die „verdorbene“ Zimmerluft geschädigt werden. Erheblich größere Anforderungen müssen wir daher an die Ventilation in künstlich beleuchteten Räumen stellen. Eine Petroleumlampe von fünf Kerzen Helligkeit liefert noch etwas mehr Kohlenäure als der arbeitende Mann und wenn auch die Luftverbrennis bei gleicher Kohlenäureproduktion durch die Lampe nicht ganz so groß sein dürfte als durch den Menschen, so ist doch auch die Schädlichkeit der mit Verbrennungsgasen geschwängerten Luft durch Wolpert objektiv nachgewiesen worden. Daher müssen wir für die Zeit, in welcher bei Lampenlicht gearbeitet wird, annähernd die doppelte Ventilation erlangen, während man für die nächtliche Ruhezeit, in welcher die Kohlenäureproduktion auf fast die Hälfte sinkt, mit etwa 30 Kubikmeter zufrieden sein kann. Bei längerem Aufenthalte von Menschen in einem Raume, also etwa bei Vorträgen und dergleichen darf die Ventilation etwas unter der Norm bleiben, weil ja die Luft erst allmählich mit den schädlichen Substanzen angereichert wird. Wichtig ist es auch, daß der Luftstrom nicht zu klein sei, denn wenn die Luft eines Raumes mehr als dreimal in der Stunde erneuert wird, empfindet man die Ventilation schon unangenehm als Zugluft. Man muß also für einen arbeitenden Menschen 18—20 Kubikmeter Zimmerraum verlangen. Die Ventilation kleinerer Räume, welche den erwähnten Luftstabus bieten, erfolgt im Winter infolge der Temperaturdifferenz zwischen innen und außen und infolge der Druckwirkung des Windes in ausreichendem Maße durch die Porosität der Wände und Decken. Nur wenn diese Mauerventilation durch Risse der Mauern oder durch undurchlässigen Delanstrich stark beschränkt ist, wird sie unzureichend, ebenso bei größeren Arbeitsräumen, weil bei ihnen die Wandflächen nicht in gleichem Maße wie der Inhalt und die Besetzung mit Menschen zunehmen. Hier wird künstliche Ventilation unentbehrlich. —

Technisches.

— Sialhanf als Kofshaarersatz. M. Dettwin macht in der „Textil- und Färber-Zeitung“ Mitteilungen über die wenig bekannte Verwendung von Sialfasern an Stelle von Kofshaaren für Polsterungen und von Schweineborsten für Bürsten. Die Sialfaser, auch Sialhanf genannt, besteht aus den Blattfasern verschiedener Agaven. Kocht man die Kofsfasern mit reinem oder saurem, alkalisch- oder auch salzhaltigem Wasser, so geht eine gummiähnliche, schäumende, den haufartigen Fasern eigentümliche Substanz in Lösung. Ferner ist ein beträchtlicher Gerbstoffgehalt vorhanden. Schwächere und biegsamere Fasern finden vielfach als billiges Erzeugnis für Kof- und Kuhhaare als Polstermaterial Verwendung. Soll die Faser letzteren Zwecken dienen, so verarbeitet man sie häufig in Mischungen mit Kof- und auch mit Kuhhaaren. Die gefärbten und getrockneten Fasern werden nach der Mischung getrennt, dann versponnen und schließlich zu Zöpfen zusammengedreht. Diese Zöpfe unterwirft man bei 1/2—1 Atm. Druck 1 bis 2 Stunden einer Dämpfung, um die den Naturhaaren eigne Kränkelung zu bewirken. Das Färben von Sial wird fast ausschließlich mit direkten künstlichen Einbadfarbstoffen ausgeführt.

Infolge des natürlichen Gerbstoffgehaltes der Faser muß bei der Wahl der Farbstoffe auf möglichst gerbstoffbeständige Produkte Wert gelegt werden. Außer der Gerbstoffbeständigkeit soll der betreffende Farbstoff auch delaturecht sein, um bei der die Kränkelung bewirkenden Dämpfung auszuhalten und unverändert zu bleiben.

Bei dem Gebrauch der Sialfaser für Bürstenmaterial kommt es auf eine vollständige Durchfärbung im Querschnitt an. Man erreicht dies besser mit Natur- als mit Kunstfarbstoffen. Zum Hervorbringen eines Keufers, welches dem Kofshaar gleichkommt, wird meistens Blauhölz verwendet. Nach mehrstündigem Kochen in dem Blauhölzauszug oder der Blauhölzextraktlösung läßt man die Fasern über Nacht liegen und dunkelt mit Kaliumchromat und Kupfervitriol ab. Nach dem Färben läßt man ablaufen und trocknen, ohne zu spülen. Die Fasern gelangen alsdann bündelweise in eine mit Olivenöl versetzte warme Weimlösung, bleiben dort kurze Zeit und werden nach dem Ablaufenlassen der Flüssigkeit schwach getrocknet. Das nachfolgende Polieren geschieht mittels rotierender Reibbürstenwalzen. Diese letzte Behandlungsweise führt zu einem schönen, glänzenden, dem des Naturroßhaares täuschend ähnlichen Aussehen. —

(„Technische Rundschau“.)

Humoristisches.

— Aus der Schule. Die folgenden beiden selbsterlebten Schulschmurren teilt der „Deutschen Zeitung“ ein Lehrer mit: Bei der Lehre von der Zusammensetzung der Wörter wurde folgende Aufgabe gestellt: Die Schüler sollen zusammengesetzte Hauptwörter in alphabetischer Reihenfolge schreiben; z. B.: Armband, Birnbaum, Cedernholz usw.; die Buchstaben X und Y dürfen überschlagen werden. Nach einer Weile meldet sich auf die Frage: Wer ist fertig? ein Knabe, der kurz zuvor aus Sachsen zugezogen war, und kündigt freudestrahlend über seine Helligkeit an: „Herr Lehrer, es giebt doch ein Wort mit X! X-bein.“ — Ein andermal ist derselbe Junge wieder erfinderisch. Es wird die sogenannte Ableitung in alphabetischer Ordnung schreiben. Da las ich dann bei meinem hellen Sachsen: „Art — Unart, B. —, C. —, Ding — Unding, Ehe — Unehre, Friede — Unfriede, Gern — Ungarn.“ —

Notizen.

— Ein Delegiertentag der Goethe-Bände ist von dem Vorort Bremen für die Osterwoche nach Dresden einberufen worden. Auf der Tagesordnung steht abermals der Volls-Schiller-Preis, der am 100. Todestage Schillers (9. Mai 1905) zum ersten Male verteilt werden soll. Auch die Vorbereitungen zu einer Feier dieses Schiller-Tages sollen erwogen werden. —

— Schnitzers „Reigen“ ist in Leipzig konfisziert worden. —

— Die nächste Nobilität des Central-Theaters wird das dreiaktige Vaudeville „Facon Pamela“ von Germain de Saint Maurien, Musik von Naida, sein. —

— Im Künstlerhause, Bellebuestr. 3, ist jetzt eine Lenbach-Ausstellung zu sehen. —

— Die Krijs im Verein Berliner Künstler ist durch die Vorstands-Neuwahlen beendet. Es wurden gewählt: Geh. Baurat Kahler zum ersten Vorsitzenden, Maler Otto H. Engel, einer der Führer aus der Gruppe der 16 früheren SeceSSIONisten, zum zweiten Vorsitzenden, Maler Koberstein zum ersten Schriftführer, Maler Schlichting zum zweiten Schriftführer, zu Säckelmeistern Maler Poffart und Prof. Dr. Garkner und zum Archivar Prof. Jacoby. —

— Die Frühjahrs-Ausstellung der SeceSSION in München ist am 16. März eröffnet worden; sie umfaßt 300 Nummern. Als Gäste sind Corinth, Breuer, Trübner, Kaldreuth u. a. vertreten. —

— Raubtierplage in Deutsch-Ostafrika. Nach der „Deutsch-Afrikanischen Zeitung“ betrug die Zahl der erlegten Raubtiere in Deutsch-Ostafrika vom 1. April 1902 bis 1. April 1903 nach amtlichen Angaben 187 Löwen und 988 Leoparden, wofür insgesamt 11 662 Mk. als Prämien gezahlt wurden. Im Bezirke Darressalam fielen in den bekannt gewordenen Fällen allein 51 Menschen Löwen zum Opfer. —

— Eine Stadt unter dem Hammer. Die Stadt Castle Marth in der Grafschaft Cork in Irland bildet einen Teil der Besitztümer des Grafen von Shamoun, dessen Finanzen durch den Verkauf aufgebessert werden sollen; die Auktion ist für den 18. April angesetzt. Den Einwohnern ist damit Gelegenheit geboten, selbst das Eigentumsrecht an „ihrer“ Stadt zu erwerben; bis jetzt hat ihnen nicht ein Fuß breit des Grund und Bodens gehört. Da die Stadt nur ein Bloc zu verkaufen ist, so haben sich die Einwohner dahin geeinigt, eine Gesamt-Offerte abzugeben. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 20. März.